C.H.BECK
WWW.CHBECK.DE

Unverkäufliche Leseprobe

Christoph Türcke
Digitale Gefolgschaft
Auf dem Weg in eine neue Stammgesellschaft

2019. 251 S.
ISBN 978-3-406-73155-6

Weitere Informationen finden Sie hier:
https://www.chbeck.de/26790611

© Verlag C.H.Beck oHG, München

Christoph Türcke

Digitale Gefolgschaft

Auf dem Weg in eine neue Stammesgesellschaft

C.H.Beck

Originalausgabe

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2019
Satz: C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Umschlaggestaltung: Kunst oder Reklame, München
Umschlagabbildungen: © Shutterstock
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)
Printed in Germany
ISBN 978 3 406 73181 5

www.chbeck.de

Inhalt

Einleitung 7

1. Der High-Tech-Dschungel 15
Taylorismus 17 – Informeller Sektor und Jobless Growth 22 – Arpanet – Internet 28 – Suchmaschine 32 – «Gefällt mir» 36 – Neue und alte Informalität 40 – Deregulierung 47 – Dekolonisierung 53 – Neue Lernkultur 59

2. Die Auflösung der Öffentlichkeit 73
Brechts Rundfunk 73 – Uröffentlichkeit und Agora 77 – Öffentlichkeitsparadox 82 – Öffentlichkeit und Andacht 87 – Unterbrechungslogik 95 – Aufmerksamkeitsdefizit 100 – Iconic Turn 105 – Sein ist Wahrgenommenwerden 110 – Filterlose Öffentlichkeit 112 – Ende der Repräsentation 116 – Öffentlichkeit als Furie 120 – Dauerranking 125 – Mengen-Credo 129 – Lichtblicke 134 – Gegenöffentlichkeit 141 – Digitaler Schwarmsog 149

3. Digitale Gefolgschaft 157
Vernetzte Wertschöpfungssysteme 157 – Markt als Plan 161 – Plattform-Staatsgeschäfte 166 – Bitcoin – Blockchain 170 – Netz-Fragmentierung 178 – Follower 181 – Netz-Fundamentalismus 185 – Politikverdrossenheit 188 – Tribalistischer Nationalismus 193 – Deregulierung 2.0 204 – Dataismus 210

4. Ausblick 219
3-D-Druck 219 – Personal Producer 223 – Kapitalistische Endzeit 227 – Verstaatlichung vs. Vergesellschaftung 230 – Reruralisierung 235 – Revision der Utopie 239

Literatur 245

Einleitung

Die frühen Menschen waren so gut wie nie allein. Ihre Wahrnehmungs- und Gefühlsweise, ihre Sitten und Gewohnheiten bildeten sie gemeinschaftlich aus. Bei fast allem, was sie taten oder erlitten, waren sie von Stammesgenossen umgeben, mit denen sie sich direkt und unkompliziert durch Gesten und vor allem durch Laute verständigten. Die archaische Stammeswelt war akustisch dominiert. Eines Tages aber wurde eine Erfindung gemacht, die zur Auflösung der Stammesverbände führte: die Schrift. Sie erweiterte zwar den Wirkungskreis der Sprache. Texte sind auch dort lesbar, wo man ihren Autor nicht sprechen hört. Aber in Ruhe schreiben und lesen kann jeder nur für sich. Schrift isoliert die Menschen gegeneinander und richtet sich ausschließlich ans Auge. Alphabet und Buchdruck haben dafür gesorgt, daß die optische Wahrnehmung sich von der akustischen abspaltete und allmählich die Herrschaft über das ganze Sensorium antrat.

Doch die Epoche der Schrift geht zu Ende. Telekommunikation und Television haben das Zeitalter einer neuen Gemeinschaftlichkeit eröffnet. Sie potenzieren nicht nur die Reichweite einzelner Organleistungen – wie Fernrohre das Sehen oder Räder das Laufen. Sie dimensionieren den ganzen menschlichen Organismus neu. Sie haben nämlich «das Zentralnervensystem zu einem weltumspannenden Netz ausgeweitet und damit, soweit es unseren Planeten betrifft, Raum und Zeit aufgehoben». Dank ihrer verbindenden Kraft kann man sich nun auf höchstem Kulturniveau und über den ganzen Globus hinweg wieder so direkt und unkompliziert verständigen wie einst im Stammesverband der Frühzeit.

«Die Familie der Menschheit wird wieder zu einem großen Stamm.»[1]

So legte sich in den 1960er Jahren der Medientheoretiker Marshall McLuhan den Gang der Menschheitsgeschichte zurecht – ultramodern, und doch ganz im Trott jenes altehrwürdigen Drei-Phasen-Schemas, das die biblische Tradition tief ins abendländische Denken eingesenkt hat: Es war einmal ein guter Urzustand naturwüchsiger Zusammengehörigkeit (Paradies); dann wurde er durch abweichendes Verhalten verspielt (Sündenfall); doch auf höherem Niveau, angereichert durch alle zivilisatorischen Errungenschaften, die die ausgedehnte Epoche der Trennung mit sich gebracht hat, wird er demnächst wiederhergestellt werden (Rettung). Dies Drei-Phasen-Schema ist derart elementar, daß selbst die beiden radikalsten Kritiker des christlichen Europas im 19. Jahrhundert davon nicht ganz loskamen. Der «höhere» Kommunismus, auf den Karl Marx hinarbeitete, sollte, wie einst der «naturwüchsige» Kommunismus des primitiven Stammesverbands, ohne jedes Privateigentum an Produktionsmitteln funktionieren, aber selbstverständlich auf dem kulturellen Niveau, das in den Jahrtausenden der räuberischen privaten Aneignung gemeinschaftlichen Gutes durchaus erreicht worden war.[2] Der höhere Menschentypus, der Friedrich Nietzsche vorschwebte, sollte wieder so stark und souverän sein wie einst die raubtierhaften Frühmenschen, aber zugleich vollgesogen mit allem kulturellen Raffinement, das die lange Zeit der Dekadenz der Menschheit immerhin beschert hatte.[3] McLuhan bietet von dieser Denkfigur nur noch eine medientheoretische Flachversion: Wie die ursprüngliche Einmütigkeit der archaischen

1 McLuhan 1992 [1964], 11 und 201
2 Marx 1976 [1875], 21; Marx 1977 [1894], 849
3 Nietzsche 1988 [1887], 322 f.; Nietzsche 1988 [1889], 264

Stammesgesellschaften durch die Trennkraft der Schrift zersetzt worden sei, so werde die telekommunikative Bindekraft einen neuen, höheren Einklang herstellen und die ganze Menschheit «zu einem großen Stamm» machen.

Doch schon die Einteilung der Medien in verbindende und trennende ist schief. *Alle* Medien verbinden, seien sie nun Träger, Leitungen, Kanäle oder Frequenzen. Stets sind sie durch die Fähigkeit definiert, bestimmte Informationen – Schriftzeichen, Bilder, Töne oder sonstige Konfigurationen von Sinnesreizen – über beträchtliche Entfernungen hinweg zu transportieren. Daß das Medium Schrift die alten Stammesverbände aufgelöst habe, ist Unfug. Umgekehrt: Stammesverbände hatten sich längst zu größeren städtischen Gemeinwesen mit einem höfischen Machtapparat, vielen Untergebenen und Tributpflichtigen ausdifferenziert, als gegen Ende des vierten vorchristlichen Jahrtausends in Mesopotamien die ersten profanen Schrifttäfelchen aufkamen. Auf ihnen waren Bildzeichen für Naturalienmengen eingeritzt, die an den Königshof abzuliefern waren: soundsoviele Rinder, Scheffel Gerste, Krüge Bier etc. Diese Zeichen hatten Vertragscharakter. Sie hielten Abgesprochenes sichtbar fest, gewissermaßen auf tönernen Schuldscheinen, weil auf mündliche Vereinbarungen in Zeiten unübersichtlich anwachsender Gemeinwesen anscheinend nicht mehr genügend Verlaß war. Schriftzeichen sollten die locker gewordene Verbindlichkeit zwischen Tributpflichtigen und Herrschenden wieder festigen.[4]

Wie alle Medien verbinden, haben freilich auch alle etwas Trennendes. Schrift löst Worte von ihrer konkreten Sprechsituation ab und transportiert sie in erstarrter Form in andere Gegenden und Kontexte. Aber auch Ton- oder Bildsequenzen werden nur telekommunikativ übertragbar, indem sie von ih-

4 Türcke 2005, 15 ff.

rem Entstehungsort abgelöst und, zerlegt in Impulse, durch Leitungen geschickt werden. Ihre Empfänger können sie nicht wahrnehmen, ohne ihrerseits von ihrer unmittelbaren Umgebung abgezogen zu werden. Schon das alte Telefon riß mit seinem penetranten Klingeln den Angerufenen aus seiner jeweiligen Beschäftigung heraus. Und noch das nahezu lautlose Anschalten eines Fernsehers oder Computerspiels, das Chekken von E-Mails oder Facebook-Nachrichten hört nicht auf, unterbrechend auf alles zu wirken, was sonst gerade an Ort und Stelle geschieht.

Zwar erschien es in der Frühzeit des Telefons wie ein Wunder, ferne Stimmen durch eine Leitung als nah zu erleben. Und immer noch macht es staunen, daß Leute, die sich physisch in ganz verschiedenen Erdteilen befinden, per Skype konferieren können, als säßen sie im selben Raum. Faszinierend die Perspektive, nicht nur Konferenzen, sondern womöglich auch medizinische Operationen telekommunikativ durchzuführen. Tröstlich die Vorstellung, mit den Angehörigen auch auf der Reise oder der Flucht in Verbindung zu bleiben. Inspirierend die Aussicht, über Mobiltelefone in kürzester Zeit Massendemonstrationen organisieren und sie so lenken zu können, daß sie nicht sogleich in die Fallen von Polizei oder Militär tappen. Welch eine Ersparnis an Reisen, welch eine Bündelung von Kompetenzen, welch eine Trostspendung, Freundschaftspflege und Gemeinschaftsbildung ermöglicht doch mediale Verbindung! Allerdings nur, indem sie Leitungen für einzelne, voneinander isolierte Sinnesorgane legt und dabei punktuell raumzeitliche Ferne überbrückt. Die Nähe, die so entsteht, ist immer bloß eine sporadische, die sich ein- und ausschalten läßt, aber nicht jene umfassende der wechselseitigen Teilnahme und Einfühlung, die sich nur allmählich in längerem Zusammenleben und -erleben bildet und am dringendsten benötigt, was die neue Technologie am meisten einsparen will: Zeit.

So steht sich die Telekommunikation selbst im Weg. Sie verhindert, was sie verheißt: die Zusammenführung der «Familie der Menschheit» «zu einem großen Stamm». Das mochte der Teleromantiker McLuhan nicht wahrhaben. Dennoch hat er, wie ein blinder Seher, mit seiner Assoziation von Telekommunikation und Stammesgesellschaft einen Geistesblitz gezündet, dessen Relevanz erst allmählich wahrnehmbar wird – seit die große Medieneuphorie des 20. Jahrhunderts verdampft ist und die Mikroelektronik sich zum globalen Alltag ernüchtert hat. Seither ist klar: Die Menschheit wird nicht solidarischer und glücklicher durch Telekommunikation, aber die Telekommunikation wird ständig mächtiger durch die sie entwickelnden Menschen. Sie stiftet keine umfassende menschliche Nähe. Allenfalls trägt sie zu deren Erhaltung über räumliche Trennung hinweg bei. Desto mehr gewinnt sie das Ansehen eines unentrinnbaren Schicksals. Wer sie nicht nutzen möchte, ist verloren. Sie schließt die wenigen, die nicht mitmachen wollen, gnadenlos aus, weil sie darauf angelegt ist, alle einzuschließen.

«Inklusion» ist das Zauberwort. Niemand soll «zurückgelassen» werden. Prominent wurde dieser Gedanke durch die Behindertenrechtskonvention der Vereinten Nationen. Allen Menschen, so heißt es dort, auch denen mit schwersten körperlichen und geistigen Behinderungen, soll «die volle und wirksame Teilhabe [englisch: *participation*] an der Gesellschaft und Einbeziehung [englisch: *inclusion*] in die Gesellschaft»[5] zuteil werden. Das klingt unendlich barmherzig, heißt im Klartext aber: Auch die Versehrtesten und Behindertsten sollen vorbehaltlos an allem teilhaben, was die real existierende Gesellschaft ausmacht, auch an sämtlichen ihrer Anforderungen und Zwänge. Wer denen nicht gewachsen ist, dem bietet

5 Vereinte Nationen 2008, Artikel 24, 1

die Inklusion nirgends mehr einen Schonraum. Wozu auch? Was kann es Besseres geben als ausnahmslos alle in jeder Hinsicht einzubeziehen? Schon wird Inklusion als «Menschenrecht» gehandelt – ohne jede Erinnerung an die Grundbedeutung des lateinischen Wortes *inclusio*. Im alten Rom hieß es Einschluß – aber nicht in die sanften Arme der Philanthropie, sondern in den Kerker: Einsperrung.

Der Sturm auf die Bastille geschah im Namen der Freiheit. Sie galt, flankiert von Gleichheit und Brüderlichkeit (heute sagt man mit guten Gründen Geschwisterlichkeit), als das vornehmste Menschenrecht. Was hingegen geht in Köpfen vor, die «Einschluß» zu einem Menschenrecht erklären, als ob Gleichberechtigung nur existiere, wenn alle eingeschlossen sind?[6] Da wird bereits in den Koordinaten der Digitalisierung gedacht. Von der aus gesehen ist nämlich jeder, der nicht an ihr teilhat, eigentlich kein Mensch mehr. Also soll jeder ein Recht auf sie haben: in sie eingeschlossen werden. Und wenn jemand diesen Einschluß gar nicht will – das angebliche Menschenrecht als Nötigung empfindet? Dann schließt er sich selbst von der Menschheit aus. Abgehängt von allen digitalen Verbindungen ist über kurz oder lang niemand mehr überlebensfähig. Die Zugehörigkeit zur digitalen Welt wird ebenso unausweichlich, wie es einst die Zugehörigkeit zu einem Stamm war. Es bahnt sich tatsächlich eine globale digitale Stammesgesellschaft an – allerdings nicht so, daß die ganze Menschheit dank Mikroelektronik zu vertraulich-solidarischer Nähe zusammenrückt. «Zu einem großen Stamm» wird sie vielmehr durch Einschluß in eine gemeinsame Hochtechnologie, die zugleich allen Menschen ihre eigenen Vernetzungswege über-

6 «Jeder Mensch hat ein Recht auf ‹Inklusion›, also darauf, ein gleichberechtigter Teil der Gesellschaft zu sein», www.inklusion-als-menschenrecht.de, 29.01.2018.

lassen soll. Noch nie gab es so viel individuelle Wahlmöglichkeiten wie innerhalb des digitalen Labyrinths, aber nirgends zeigt sich ein Ariadnefaden, der hinausführt. Nie gab es so viel Vereinzelung wie im digitalen Stammesgehäuse, aber nie trafen sich so viele einzelne wie auf digitalen Plattformen. Plattformen sind die neuen sozialen Magneten: die Clanbildner im digitalen Stamm. Sie ziehen die herkömmlichen sozialen Bindungskräfte, die vorläufig noch Familien, Institutionen, Parteien, Verbände und Staaten zusammenhalten, in ein neues Kraftfeld globaler elektronischer Trennungs- und Ballungskräfte hinein. Dies Kraftfeld existiert erst wenige Jahrzehnte, aber seine Wirksamkeit ist bereits ungeheuerlich. Es läßt neuartige, um digitale Plattformen wimmelnde Kollektive entstehen, die sich wie Schwärme ausnehmen. Schwärme entstehen, wenn jeder einzelne sich dorthin bewegt, wo es die andern hintreibt. Sie bilden sich in kürzester Zeit, sind aber auch extrem labil. Eine einzige Störung kann dafür sorgen, daß sie wieder auseinanderstieben. Kein Zufall, daß Staaten und Großunternehmen gegenwärtig hohe Summen in die Erforschung von «Schwarmintelligenz» stecken – in der Hoffnung, sie werde sich als die Elementarform jeglicher Intelligenz erweisen und digitalisieren lassen.

Tatsächlich können zu Plattformkonditionen Menschenmassen nicht mehr zu differenzierten Gemeinschaften oder Gesellschaften zusammenwachsen. Sie bleiben ähnlich unterkomplex wie Schwärme oder Horden. Ohne eine Entdifferenzierung der Verständigungsformen, ohne deren tendenzielle Reduktion auf Telegrammstil, auf Zustimmung und Ablehnung, auf «Gefällt mir» und «Gefällt mir nicht» können solche Zusammenballungen gar keinen Bestand mehr haben. Die tonangebenden sozialen Medien (Facebook, Twitter etc.) exerzieren das nicht nur vor; sie zeigen auch an, wie Kollektivbildung im digitalen Zeitalter generell zu verlaufen verspricht: unstet und flüchtig, immer auf dem Sprung und dabei zurück-

verwiesen auf verkürzte Mitteilungs- und vergröberte Verhaltensweisen, in denen unversehens Züge aus der Frühzeit menschlicher Kollektivbildung wiederkehren, als Hominidenhorden sich zu menschlichen Stämmen und Clans allererst zu formieren begannen und komplexere Gesellschaften noch gar nicht existierten. Gerade die neueste Technologie rührt Ältestes wieder auf. Die Stammesgesellschaft ist nicht nur Vergangenheit; sie droht auch zur Zukunft zu werden. Niemand vermag zwar das Kommende genau vorauszusagen. Aber daß bestimmte Gegenwartspraktiken auf eine bestimmte Zukunft hinauslaufen, wenn sie nicht daran gehindert werden, leidet keinen Zweifel. Wer an dem Ast, auf dem er sitzt, munter weitersägt, wird fallen. Umweltverschmutzung und Erderwärmung werden bei ungebremster Fortsetzung zu einem ökologischen Kollaps führen. Ebenso wird eine digitale Stammesgesellschaft kommen, wenn die Digitalisierung ihre aktuelle Dynamik beibehält. Deren treibende Kräfte heißen Formalisierung und Informalisierung. Sie waren schon längst vor der Digitalisierung wirksam, haben aber durch sie einen epochalen Intensitätsschub bekommen. Seither wuchern sie wie ein Dschungel.

1. Der High-Tech-Dschungel

Wenn ich «zu einem informellen Abendessen» eingeladen werde, so bedeutet das: Es wird an diesem Abend kein Galamenü geben, keine feste Sitzordnung, weder Tischkarten, Reden noch Vorführungen. Ich darf leger gekleidet erscheinen und mich auf lockere Gespräche mit den Gastgebern und einer überschaubaren Zahl anderer Gäste einstellen. «Informell» heißt so viel wie ungeplant und ungezwungen. Das Wort hat sich umgangssprachlich mit Freizeit und Muße verbunden, jener Sphäre, wo man unbehelligt von beruflich-geschäftlichen Regeln und Förmlichkeiten die Seele baumeln lassen kann.

Das ist freilich nicht sein einziger Bedeutungsraum. Da lief zum Beispiel 1951 in Paris eine vielbeachtete Kunstausstellung. Ihr Titel – *Signifikanten des Informellen (Signifiants de l'informel)* – gab alsbald einer ganzen Kunstrichtung den Namen: *Informel*. Gezeigt wurden Arbeiten junger Maler, die sich als neue Vorhut der Avantgardekunst verstanden. Weg von der Abbildung der Gegenstandswelt, die man besser der Fotografie überläßt, hin zu freier, abstrakter Form- und Farbgestaltung: das war zwar auch schon eine Generation früher die Parole gewesen, als die Avantgardekunst entstand. Doch hatten ihre Pioniere damit je ernst gemacht? Hatten sie nicht an die Stelle von gegenständlichen Formen lediglich abstrakte gesetzt, vornehmlich geometrische? Drohte das strenge Markieren solcher Formen nicht genauso leer und starr zu werden wie die Abbildung gegenständlicher Sujets? Dagegen begehrten die jungen Radikalen auf: in Bildern, denen man die innere und äußere Bewegung des Malers, seine Erregung, seinen Kampf mit dem Material direkt ansehen sollte. Der Bildwerdungsprozeß mit all seinen Unvorhersehbarkeiten sollte sicht-

und spürbar werden. Form war dabei nur noch als Gerinnungsmittel von Bewegung geduldet, nicht mehr als Rahmen, Struktur oder Behälter von Inhalten.

Die Befreiung der Avantgarde von Geometrie und Tüftelei durch den direkten Niederschlag lebendiger Bewegung im Bild: das war nicht nur ein ästhetisches, sondern auch ein politisches Programm. Das *Informel* verstand sich nicht etwa als Rückzugsbewegung in den gepflegten Privatraum informeller Geselligkeit, sondern als öffentliche Parteinahme für freie Entfaltung in allen Lebenslagen. Erst Menschen, die nicht mehr in Formen gepreßt, auf Formeln gebracht, unter Regeln gefaßt werden, können sich ungegängelt entwickeln. Das war die Kernbotschaft des *Informel*.[1] Seine Bilder versuchten, Energie umzusetzen, sie sowohl als Lebensspender wie als Sprengkraft aller verfestigten Formen sichtbar, tastbar, riechbar werden zu lassen. Um die Mitte des 20. Jahrhunderts wirkte das einigermaßen verstörend. Die energiegeladene Abstraktheit dieser Bilder war ebenso zudringlich wie ungreifbar. Das Informelle als Kehrseite, Hinterhof oder Zubehör von Förmlichem, Formalisiertem, Geregeltem: das kannte man. Nun aber kam es als eine eigene Macht daher und kündete von der Auflösung aller Formstrenge. Das war neu und unheimlich. Würde es wirklich zur freien Entfaltung der Individuen führen oder lediglich zum Zusammenbruch aller Strukturen, Maßstäbe und Orientierungen? Waren die Bilder des *Informel* vielleicht klüger als ihre Maler, nämlich Vorboten eines Verfalls, den letztere gar nicht sehen wollten? Zumindest waren sie energetische, schockierende, vielfältig deutbare Orakel – eines der letzten großen Ärgernisse der Kunstgeschichte.

Doch davon war noch nicht die Rede, als das Adjektiv «in-

1 Der gemeinsame Nenner so heterogener Künstler wie Wols, Jean Fautrier, Hans Hartung, Carl Buchheister oder Jackson Pollock.

formell» aufkam. Es kursierte zunächst, etwa seit den 1920er Jahren, denkbar fern von aller bildenden Kunst, in der Industriesoziologie. Auch dort aber bezeichnete es ein Ärgernis. Zwar hatte die Ingenieurskunst enorme Fortschritte gemacht. Sie konstruierte ständig neue Maschinen, die bestimmte menschliche Bewegungsabläufe mechanisch imitierten und sie ohne Ermüdung, ohne Fehler, viel dauerhafter und effizienter ausführten, als Menschen das je vermochten. Nur mußten sie weiterhin von Menschen bedient werden. Deren Arbeitsweise glich sich wohl oder übel der Bewegungsweise der Maschinen an. Aber hatte sich je jemand darum gekümmert, sie genauso zu berechnen, zu planen, zu formalisieren wie die Maschinenbewegungen selbst?

Taylorismus

Darauf kam erst der amerikanische Ingenieur Frederick Winslow Taylor. Um die Wende zum 20. Jahrhundert entwickelte er seine arbeitswissenschaftliche Methode: das exakte Messen der Herstellungszeit industrieller Produkte mit der Stoppuhr; die Zerlegung von Arbeitsvorgängen in einzelne Handgriffe; die Kombination solcher Handgriffe zu optimal beschleunigten Gruppenprozessen ohne jeglichen Leerlauf bei Arbeitern und Maschinen; und großzügige Entlohnung für diejenigen, die diesem Zeit- und Bewegungsmanagement willig folgten oder gar zu seiner Verbesserung beitrugen.[2] Um so bemerkenswerter, daß Taylors Effizienzsteigerungsprogramm keineswegs zu maximalem Erfolg führte. Woran lag das? Offenbar halten Menschen es nicht lange aus, wenn nicht nur einzelne Handgriffe, sondern ihr gesamtes Arbeitsleben im Zeit- und

2 Taylor 1911

Bewegungsschema von Maschinen verlaufen soll. Sie lassen nach, machen Fehler, werden krank, sträuben sich, streiken. Eine aufwendige industriesoziologische Langzeitstudie, die ebenso akribisch Arbeitsstrukturen und Räume großer Fabriken untersuchte wie Beschäftigte befragte, kam zu Ergebnissen, an denen seither keine Arbeitswissenschaft mehr ganz vorbeisehen kann:[3] Wer versucht, sämtliche Arbeitsabläufe maximal zu formalisieren, verkennt die informellen Faktoren, mit denen jeder Arbeitsprozeß durchsetzt ist. Das Arbeitsklima eines Betriebs zum Beispiel läßt sich mathematisch schlecht berechnen. Aber es muß gut sein, wenn Arbeitsgruppen gut kooperieren sollen. Kollegen, die einander mögen, treten auch eher spontan füreinander ein und helfen sich wechselseitig mit Kleinigkeiten aus. Informelles Gruppenverhalten – wie und mit wem man zusammenarbeitet, die Arbeitspausen verbringt, seinen Arbeitsplatz gestaltet, mit betriebsinternen Konflikten umgeht – hat erhebliche Auswirkungen auf die kollektive Arbeitsleistung. Alle Arbeitsverläufe formalisieren wollen, ist nicht nur vergeblich, sondern auch kontraproduktiv. Das bloße Starren auf Effizienz führt zu einer Menge Ineffizienz.

Das war das Ärgernis. Der Versuch, die gesamte Arbeitssphäre mit mathematischer Präzision zu formalisieren, brachte die Dimension des Informellen nicht nur nicht weg; er ließ sie überhaupt erst deutlich hervortreten. In den USA geschah das geradezu musterhaft. Sie waren nicht nur die Wiege der Arbeitswissenschaft und bereits führend in der Entwicklung nüchtern-technisierter Produktions- und Verwaltungsformen; sie waren auch ein Sammelbecken von Einwanderern verschiedenster Länder, die viele ihrer aus der alten Heimat mitgebrachten Statussymbole, Gebräuche und Umgangsformen

3 Roethlisberger/Dickson 1939, 558 ff.

abstreifen mußten, wenn sie in der neuen Umgebung Fuß fassen wollten. Stärker als in Europa traten hier herkömmliche Höflichkeitsformen zurück, verschwanden Ergebenheitsfloskeln aus dem Briefverkehr und Titel aus der Anrede, wurden Kleidung und Redeweise freizügiger – nicht nur in Firmen und Behörden, sondern im gesamten öffentlichen Verkehr. Auf diese um sich greifende «Informalisierung»[4] hatte sich jede Betriebsführung einzustellen. Sie mußte einschätzen lernen, in welchem Maße ihr Geschäftserfolg dadurch beeinträchtigt oder gefördert würde, und wie sie den nicht planbaren menschlichen Faktor, die *Human Relations*, gleichwohl einplanen könnte. So oder so aber war von nun an klar: Man hatte mit dem Informellen als einer unvermeidlichen Begleiterscheinung zu rechnen, die der fortschreitenden technischen Formalisierung aller Lebensverhältnisse ebenso anhaftet wie der Schatten dem Licht.

Früh schon erwies sich das Informelle nicht nur als ein betriebswirtschaftliches, sondern als ein gesamtgesellschaftliches Problem. Besonders heftig drückte es die junge Sowjetunion. Ihr erster Führer, Wladimir Iljitsch Lenin, hatte, als er noch im Schweizer Exil lebte, die Methoden Taylors als Mittel schamloser kapitalistischer Ausbeutung verworfen. Nach der Revolution, 1918, als er zur Macht gekommen war, schwenkte er um und sprach sich für ein Dekret zur Arbeitsdisziplin aus. «In dem Dekret müssen wir unbedingt über die Einführung des Taylor-Systems sprechen, mit andern Worten, über die Nutzung aller wissenschaftlichen Arbeitsmethoden, die dieses System vorantreibt. Ohne es wird es unmöglich sein, die Produktivität zu steigern, und ohne es werden wir nicht in den Sozialismus eintreten.»[5] Ein Zentrales Arbeitsinstitut wurde

4 Elias ²1969, 257; Wouters 1977, 284ff.

5 Vladimir Iljitsch Lenin, zitiert nach Bailes 1977, 376

eingerichtet. Sein Leiter, Alexei Gastev, galt als der «Ovid der Ingenieure, Bergleute und Metallarbeiter». In überschwenglichen Prosagedichten hatte er, noch vor der Revolution, das neue industrielle Rußland mit seinen pfeifenden Fabriken und glühenden Hochöfen besungen und über einen neuen Menschentypus mit «Nerven aus Stahl» und «Muskeln wie Eisenschienen» phantasiert. Er war ein offener Anhänger Taylors und hätte sich ohne Lenins Unterstützung nicht halten können. Sein Institut geriet nämlich alsbald in den Sturm heftiger Debatten. Sollten die Arbeitsabläufe wie in den USA allein von Ingenieuren geplant oder sollten sie nicht vielmehr von der Basis aus «kameradschaftlich» organisiert werden? Sollte die Formalisierung den gesamten Arbeitsprozeß umfassen oder auch Raum für die Gestaltung seiner informellen Dimension durch die Betroffenen lassen? Gastev wollte hier keine Gegensätze erkennen. Woran konnte sich echte sozialistische Kameradschaft besser bewähren als an der Maximierung der Arbeitseffizienz beim gemeinsamen Aufbau der neuen Gesellschaft?

In den kapitalistischen USA gab es immerhin eine klare Konfliktlinie: hier ein privatwirtschaftliches Arbeitsmanagement, dort Gewerkschaften, die dagegen opponierten. In der Sowjetunion waren die Gewerkschaften genauso Staatsorgane wie das Management und hatten nur die Aufgabe, das Management zu «verbessern». Als sich die Partei 1924 auf allgemeine arbeitsorganisatorische Richtlinien verständigte, kam es zu einem Kompromiß, bei dem sich die tayloristischen Vorstellungen Gastevs weitgehend durchsetzten. Die Industrialisierung der Sowjetunion sollte sich an den in den USA entwickelten arbeitswissenschaftlichen Standards orientieren, aber «im Klasseninteresse des Proletariats»[6] erfolgen.

Faktisch blieb die Sowjetunion weit hinter den Taylor-Stan-

6 Bailes 1977, 373 f.; 390

dards zurück. Doch selbst wenn sie flächendeckend umgesetzt worden wären: Die betriebsinterne Arbeitsplanung war ja nur ein kleiner Teilaspekt bei der Planung der gesamtgesellschaftlichen Produktion. Es genügte nicht, daß die Bewegungen von Arbeitern und Maschinen störungsfrei ineinander übergingen. Die Betriebe, die landwirtschaftlichen ebenso wie die industriellen, mußten mit Rohstoffen und Geräten beliefert und ihre Produkte dorthin weitergeleitet werden, wo Bedarf für sie war. Hier half keine Arbeitswissenschaft, sondern nur Anordnung von höchster Stelle. Zunächst wurde die bäuerliche Bevölkerung angewiesen, alle Lebensmittel über das Existenzminimum hinaus abzuliefern. Im Gegenzug sollte sie aus den städtischen Betrieben Landmaschinen und nützliche Massengebrauchsgüter erhalten. Landesweite Verteilung nach Bedarf statt Kauf und Verkauf nach Geldvermögen: das war das Konzept des Kriegskommunismus. Als es nicht so griff, wie vorgesehen, wurde es verschärft. Im Januar 1919 erging das Dekret: «Die Gesamtmenge an Brot- und Futtergetreide, die zur Befriedigung der staatlichen Bedürfnisse nötig ist, wird durch Beschlagnahmung bei der Bevölkerung der getreideproduzierenden Gouvernements aufgebracht.»[7] Furchtbares Elend war die Folge. Bauern verhungerten auf ihrer eigenen Scholle, während die beschlagnahmten Naturalien nicht wunschgemäß an ihren städtischen Zielorten ankamen. Ein landesweiter Kampf ums Allernötigste begann. Kleider, Möbel, Schmuck – nichts war zu kostbar, um im Bekanntenkreis oder auf dem Schwarzmarkt gegen Lebensmittel getauscht zu werden. Selbst strengste staatliche Überwachung brachte den Schwarzmarkt, der als letztes Residuum kapitalistischer Umtriebe gebrandmarkt wurde, nicht zum Erliegen.

So steuerte die Staatsführung schon 1921 um. Statt den Bau-

7 Altrichter/Haumann, 1987, 86

ern alle Lebensmittel wegzunehmen, die den örtlichen Funktionären nicht als zum Existenzminimum gehörig erschienen, wurde eine «Naturalsteuer» eingeführt. Nach ihrer Entrichtung blieb den Bauern noch ein beträchtliches Quantum an Naturalien zurück. Es stand ihnen nun «in vollem Umfang zur Verfügung» – zum Konsum, zum Verkauf, zur Hortung. Das nannte Lenin *Neue Ökonomische Politik*.[8] Faktisch war es die Wiederzulassung von Kleinbetrieben, Privateigentum und Markt – also all dessen, was sich einer vollständigen staatlichen Planung entzieht, oder anders gesagt: was zur informellen Dimension im Wirtschaftsleben gehört. Die gesamte Planwirtschaft der Ära Stalins und darüber hinaus fußte stillschweigend auf den Konzessionen der *Neuen Ökonomischen Politik*. Ebensowenig wie Geld und Kleinhandel verschwand der Schwarzmarkt mit Gütern aus Lagerbeständen oder aus dem Westen. Und der Freundes- und Bekanntenkreis war ohnehin immer auch Naturalientauschbörse. Man half sich wechselseitig aus.

Informeller Sektor und Jobless Growth

Im Westen feixte man, daß alle sozialistischen Überwachungs- und Erziehungsmaßnahmen den Schwarzmarkt nicht zu beseitigen vermochten. Er blieb der dunkle Fleck der Planwirtschaft. Nur ist die Marktwirtschaft alles andere als fleckenfrei. Schwarzarbeit, Waffenschieberei und Drogenhandel gehören zu ihren Muttermalen. In einigen Weltgegenden ist Massenarmut ihre Grundfarbe. In Afrika, Lateinamerika, Südostasien sind Millionen von Menschen durch die Einführung der kapitalistischen Produktionsweise aus vormodernen Familien-

8 Altrichter/Haumann, 1987, 136ff.

und Stammesverbänden gerissen, als Arbeitskräfte auf den Markt geworfen und dort liegen gelassen worden. Sie durchsuchen den Müll nach Verwertbarem, schlagen sich als Schuhputzer, Autowäscher, Parkplatzwächter, Kleinhändler oder Kleinkriminelle durch, bringen es günstigstenfalls zu einem kleinen Laden oder zur Besetzung und Bearbeitung eines Stücks Land, ohne irgend in rechtlich geregelten Arbeits- oder Vertragsverhältnissen zu stehen. Als sich um 1970 abzeichnete, daß solche Verhältnisse durch Verstärkung kapitalistischer Industrialisierung nicht verschwinden, sondern ihr als strukturelle Mitgift hartnäckig anhaften, kam ein origineller Name für sie auf: «informelle Einkommensverhältnisse»[9]. «Informell» stand hier nicht mehr nur für ungeplante Gruppen-, Arbeits- und Verteilungsprozesse, sondern für die Elendszonen, die um die neuen Industriezentren herum ungeregelt wucherten – ohne jede realistische Aussicht, durch staatliche Eingriffe oder Selbstregulierungskräfte des Marktes zu verschwinden.

Elendszonen als «informelle Einkommensverhältnisse» (oder «informellen Sektor») zu etikettieren ist eine schwer erträgliche Soziologenbeschönigung. Sie war aber gar nicht böse gemeint, sondern stand für einen geradezu empathischen entwicklungspolitischen Neuansatz: Nicht länger auf profitable industrielle Großprojekte setzen und hoffen, daß von ihrem Wirtschaftswachstum nach und nach einiges bis in die unteren Bevölkerungsschichten «durchsickert», wie die Wirtschaftsliberalen um Friedrich von Hayek suggerierten. Statt dessen ganz unten beginnen, an die Überlebensstrategien der Armen anknüpfen, sie entkriminalisieren und so weit fördern, daß sie wenigstens zur Deckung des Grundbedarfs an Nahrung, Kleidung und Wohnung führen.

9 Hart 1971, 61 ff.

Das Wort «informeller Sektor» ging im Nu in die Fachterminologie ein. Während aber wohlmeinende Hilfsorganisationen damit begannen, die Entwicklungsmöglichkeiten dieses Sektors zu testen und herauszubekommen, ob es ihm überhaupt gut tut, wenn fördernde Institutionen in ihn eingreifen, oder ob er dabei nicht in einen Verwaltungssog gerät, der seinen bescheidenen Entwicklungsspielraum eher verkleinert als vergrößert, da bahnten sich zeitgleich am entgegengesetzten Ende der Welt «informelle Verhältnisse» ganz anderer Art an. Das kalifornische Silicon Valley war die Wiege der mikroelektronischen Hochtechnologie. Um 1970 gelangten die dort entwickelten Computer zur Serienreife. Sie begannen das ganze Arbeitsleben zu durchdringen. Was Taylor einst mit Zeit- und Bewegungsmessung vergleichsweise dilettantisch initiiert hatte, das leisteten Programmierer nun ungleich professioneller. Zahllose Arbeitsabläufe in Produktion, Verwaltung, Dienstleistung und Finanzierung wurden formalisiert und ließen sich durch Computer weitaus besser und schneller erledigen als durch Menschen. Eine Welle von Arbeitslosigkeit überkam die hochtechnisierten Länder, die in der Wiederaufbauphase nach dem Zweiten Weltkrieg einen sicheren Weg zu industrieller Vollbeschäftigung eingeschlagen zu haben schienen und nun, fast am Ziel, vor einem neuen Phänomen standen, das in keinen der herkömmlichen Wirtschaftstheorien, weder den marxistischen noch den «bürgerlichen», vorgesehen war: *jobless growth* (Wachstum ohne Jobs).

Wenn bisher Firmen Arbeitskräfte entlassen mußten, so waren sie in der Krise. Der Absatz stockte, die Aktien fielen. Nun entließen Großfirmen massenweise Beschäftigte, und ihre Gewinne und Aktienkurse stiegen rasant. Computer ersparten ihnen hohe Lohn- und Lohnnebenkosten, und während sie nie gekannte Gewinne machten, begann die Zeit, wo auch die wohlhabendsten Staaten von drastischen Lohnsteuereinbrüchen heimgesucht wurden und versuchten, sie durch

erhöhte Kreditaufnahmen auszugleichen. Um so drängender wurden die Effizienzstandards der Mikroelektronik. Wenn intelligente Software zahllose Arbeitsgänge in Produktion und Verwaltung zu beschleunigen und präzisieren und zugleich die Lohnkosten zu senken vermochte, warum sollten dann staatliche Infrastrukturleistungen wie Post, Telefon, öffentlicher Verkehr, Bildung, medizinische Versorgung steuerlich hoch subventioniert werden und nicht genauso wirtschaftlich arbeiten wie General Motors oder IBM?

Staatliche Dienstleistungen, die keinen Gewinn erbrachten, erschienen erstmals als Vergeudung von Gemeingut, gewissermaßen als Überbleibsel sozialistischer Mißwirtschaft. Die Devise war daher: Organisieren wir doch den gesamten Dienstleistungssektor privatwirtschaftlich-gewinnorientiert – mit immer mehr intelligenten Maschinen und weniger Arbeitskräften. Und wenn die Steuereinkünfte dabei weiter abnehmen? Nun, dann erhöhen wir für die Übergangszeit, bis die Umstellung greift, einfach die Staatsverschuldung. Diese Übergangszeit freilich dauert unabsehbar an. Auch die wohlhabenden Industrieländer Europas und Nordamerikas haben sich in eine Schuldenfalle manövriert. Eine Staatsverschuldung von 60 bis 100 Prozent der Wirtschaftsleistung ist bei ihnen ganz normal geworden. Selbst das reiche Deutschland ist völlig außerstande, seine 2,5 Billionen Euro Schulden zu begleichen, und tilgt nur so viel, daß es bei den internationalen Finanzmärkten gute Kreditkonditionen behält.

Die Mikroelektronik setzte einen nie gekannten Formalisierungsschub in Gang, damit aber auch eine nie gekannte Informalisierung. Sie hat nicht nur Umgangsformen, Arbeits- und Verteilungsprozesse erfaßt, sondern die gesamte Grundstruktur der sogenannten westlichen Welt. Diese Welt hatte sich zu Beginn der Neuzeit durch die Trennung von Wohn- und Arbeitsraum formiert. Mit ihr ging die Trennung von Arbeitern und ihren Arbeitsmitteln einher. Zuvor, im euro-

päischen Mittelalter, war die bäuerliche Bevölkerung zwar abhängig von Grundherren gewesen und das Handwerk eingezwängt in eine hierarchische Zunftordnung. Aber Bauern und Handwerker verfügten immerhin selbst über ihre Werkzeuge und Geräte. Und vor allem: Sie waren dort tätig, wo sie wohnten. Wohn- und Arbeitsraum gingen ineinander über. Nun aber wurde ein großer Teil der Landbevölkerung von der Scholle vertrieben und in die Städte gedrängt. Dort entstanden Manufakturen, in denen sich viele Entwurzelte und Mittellose als Arbeiter kasernieren ließen und bei der Massenherstellung von militärischem Gerät für die Herrscherhäuser und Luxusgütern für Adel und Großbürgertum weit effizienter zusammenwirken konnten als herkömmliche Handwerkstätten.

Die Manufaktur war die Vorform der Fabrik und die Fabrik der Prototyp des modernen Arbeitsraums: strikt getrennt vom Wohnraum und bestückt mit Maschinen, an denen eine Vielzahl von Arbeitskräften für maximalen Output zu sorgen hatte. Auch das Büro formierte sich nach diesem Muster. Verwaltung funktionierte am besten, wenn die Bearbeitung von Anträgen, Aufträgen und Verträgen an einem vom Wohnraum getrennten Ort konzentriert und dort, unterstützt von modernsten Geräten, von vielen gleichzeitig geleistet wurde – ähnlich arbeitsteilig wie Fabrikarbeit. Und auch das Schulwesen zog mit. Unterricht wurde in vom Wohnraum getrennten Schulräumen erteilt, in höheren Schulen zudem ebenfalls arbeitsteilig – durch Fachlehrer.

Nicht einmal die sozialistische Revolution tastete diese Struktur an. Im Gegenteil: Der Inbegriff des sozialistischen Betriebs war der von der Privatsphäre strikt abgesonderte Großbetrieb. Die umfassende Einbeziehung der Frauen ins Arbeitsleben, die frühzeitige Trennung der Mütter von den Kindern und deren Versorgung in großen Krippen gehörte zu den Grundpfeilern des sozialistischen Aufbaus. Und dann ka-

men aus Amerika jene Maschinen, die auf der genial einfachen Idee beruhen, alles Mitzuteilende auf zwei Einstellungen zu reduzieren (eins–null, ja–nein, go–stop), und alles ausführen können, was sich zu einer Abfolge dieser zwei Einstellungen formalisieren läßt. Und als sie handlich genug geworden waren, um an jedem Arbeitsplatz zu stehen, begann eine neue Ära. Computer ersetzten in Druck-, Metall- und Elektroindustrie, in Dienstleistung und Verwaltung ganze Berufssparten. Sie ermöglichten wirtschaftliches Wachstum bei gleichzeitigen Massenentlassungen. Vor allem aber lösten sie die traditionelle Gestalt der Firma auf.

High-Tech-Firmen sind in der Regel funktionsfähig, wenn ihre Beschäftigten elektronisch miteinander verbunden sind. Sie müssen nicht mehr an einem Ort gemeinsam arbeiten. Das erspart den Firmen Arbeitsplatzausstattung und Werkskantinen. Aber auch ihre Beteiligung an Alters- und Krankenversorgung, die Lohnfortzahlung während des Erholungsurlaubs und im Krankheitsfall – all die Zugeständnisse, die ihnen erst nach und nach durch Arbeitervertretungen abgerungen worden waren – stehen wieder zur Disposition, seit Computer in jede Akten- oder Hosentasche passen und in einer Privatwohnung genauso funktionieren wie in einem Firmengebäude. Wohn- und Arbeitsraum, Privat- und Berufssphäre, Freizeit und Arbeitszeit gehen wieder ineinander über. Warum soll man Leute fest einstellen, wenn man sie auch als selbständige Lieferanten einzelner Arbeitsleistungen bezahlen und ihnen ihre Infrastruktur- und Versicherungskosten selbst überlassen kann?

Es gibt zwar Betriebe, in denen das Zusammenwirken vieler an einem bestimmten Ort weiterhin unerläßlich ist (Krankenhäuser, Pflegeheime, Transportmittelproduzenten, Baufirmen etc.), aber auch sie stehen unter dem Druck, möglichst alle Arbeitsleistungen auszulagern, die sich auf Lieferbasis in Anspruch nehmen lassen, und nur noch ein Minimum an opera-

tivem Geschäft und Verwaltung in Eigenregie zu behalten. Das können auch kleine Unternehmen, wenn sie geschickt sind. Ein deutsches Musterbeispiel ist die Elektrorasiererfirma Braun, ein mittelständisches Unternehmen mit globaler Reichweite. Firmensitz ist Kronberg, ein Städtchen im Taunus. Dort werden die Rasierer natürlich nicht gebaut. Schon um die Jahrtausendwende kamen alle Einzelteile aus dem Ausland: Motorkontakte aus Tschechien, Qualitätsklingen aus Schweden, Transistoren aus Marokko, Netzstecker aus China. Jedes Jahr allerdings werden die Aufträge durch ein spezielles Computerprogramm neu versteigert. Jeder Zulieferer ist austauschbar, konstant lediglich die kleine Zentrale in Kronberg, wo geplant, entschieden und verwaltet wird – und das Produktionszentrum, die Kleinstadt Walldürn im Odenwald, wo die aus aller Welt gelieferten Teile zusammenmontiert werden und jedes fertige Gerät das Gütesiegel *Made in Germany* aufgedrückt bekommt.[10] Doch selbst diese beiden konstanten Posten wären, wenn erforderlich, mit wenig Aufwand an rentablere Standorte verlegbar.

[…]

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de